Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 20

Artikel: Jonas Truttmann. Einundzwanzigstes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671553

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. Juli 1933 | Heft 20

Der Wanderer.

Flaumflocken flüstern vom Himmel leis.
Ein Wandrer steigt über Firn und Eis.
Die Schneefrau folgt ihm mit tückischem Schritt:
„Halt stille, mein Lieber, und nimm mich mit!
Der Abend ist nah und der Gipfel ist fern.
Ich spiel' dir zur Kurzweil ein Liedchen gern."
Sie setzt' an die Lippe die grüne Schalmei,
Die jauchzte von Blumen und Lenz und Mai.
Er lauschte, die Wangen von Tränen naß,
Dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß.

Und finstrer wölkt sich der dämmernde Schnee.
Sie schlich ihm zur Seite auf listiger Zeh':
„Halt! daß ich dir leuchte, du wandelst irr!
Ein freundliches Märchen erzähl' ich dir."
Eine Ampel zog sie aus ihrem Gewand:
Da glänzt' ihm vor Augen der Heimat Land,
Der Hügel, der Garten, die Eltern sein
Im seligen, goldigen Jugendschein.
Er schwankte. Schon kürzt' er der Schritte Maß,
Dann schlug er ein Kreuzchen und zog fürbaß.

Und es stürmt und es stöbert mit Sturmesmacht,
Vom heulenden Felsen gähnt weiße Nacht.
Sein Wille versagte, sein Knie versank.
Da saß sie auf einer steinernen Bank.
„Hier ist es behaglich; komm, setze dich!
Ich weiß zu kosen gar minniglich.
Und lockt dich der Schlummer und lacht dir ein Traum:
An meinem warmen Busen ist Raum."
Sie blickte so lieblich, sie nickte so hold,
Als ob sich der Himmel ihm öffnen wollt'.
Er wankt' ihr entgegen in taumelndem Lauf
Und fiel ihr zu Füßen — stand nie mehr auf.

Carl Spitteler.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf der kleinen Vortreppe seines baufälligen Hauses hockte der Tschusepp in der Wintersonne. Die Treppe war rein gefegt und die Sonne stark genug, daß einer sich daran wärmen konnte, obwohl sie den Schnee ringsum nicht in einer einzigen Flocke zu schmelzen vermochte. Das ganze Land war weiß und funkelte von Eiskristallen.

Der Himmel wölbte sich in tiefer Bläue darüber, und die hohen Berge stemmten sich gegen ihn wie weiße, riesige Müllerknechte, die muskelharten Schultern hochgestoßen.

Neben dem Tschusepp stand Inocenta, die gekommen war, nach ihm zu sehen. Es war Montag. Der Tschusepp hatte unstete Augen. Sie rollten ein wenig in dem weingedunsenen Gesicht. Der Atem ging heiß von den durstdürren Lippen und schwebte als ein kleiner Rauch in der Luft. Der Tschusepp hatte seinen bösen Wochentag, und da er seinen schweren Schädel jetzt nicht in eine grüne Matte oder unter einen Schattenbusch legen konnte, ließ er den Frost seinen kühlenden Dienst daran tun. So hell und kalt aber der Tag war, so dumpf und heiß sah es in dem Säufer selber aus.

„Bist auch wieder einmal da," hatte er die Tochter eben begrüßt.

Sie zog ein Stück Speck hervor. „Die Franzi hat mir das für Euch mitgegeben," sagte sie. Im gleichen Augenblick aber dachte sie, wie sonderbar es sei, daß die Magd die Geschenke bestimme, die sie bringen dürfe. Sie zog das große schwarze Tuch fester um Kopf und Schultern und schauerte zusammen. Aber das Frieren war mehr inwendig.

Ihr Vater blinzelte sie an. Wie fein und weiß das Gesicht war, das da aus dem Tuche lugte! dachte er. Die großen, mandelförmigen, dunklen Augen, der Mund, der noch immer rot und ein wenig üppig war, und die zierliche Nase, das kleine Ohr, das just eben noch aus den Tuchschatten hervorleuchtete, jeder Zug ein kleines Wunder! Der Tschusepp vergaß ganz, daß er sein Kind vor sich hatte. Die Hände, dachte er nun, die Hände, die das Tuch zusammenhielten, die hatten etwas von denen der Schmerzensmutter, waren noch jugendrund und weich, aber seltsam durchsichtig und wie von Tränen gewaschen.

„Ich bin schon lange nicht mehr bei Euch gewesen," sagte der Tschusepp. Seine Zunge war schwer, und seine Gedanken glichen widerspenstigen Kälbern, die man an den Stricken nachziehen muß. „Darum schickt mir die Franzi wohl das," fügte er hinzu.

„Ihr solltet wieder einmal kommen," ermunterte ihn Inocenta. Aber es war ihr nicht ernst, und daß es ihr nicht war, tat ihr weh.

Der Tschusepp bohrte den Blick in das Paket, das sie in der Hand behalten hatte. „Mußt du die Franzi fragen, wenn du so etwas nehmen willst?" erkundigte er sich jetzt.

„Ich muß nicht," antwortete sie, „aber — die Franzi besorgt eben die Hauptsache im Hause und weiß über alles Bescheid."

Seine Sorge war wach und ernüchterte ihn. „Ich komme jetzt nur mehr zu euch, wenn ich muß," sagte er.

„Warum auch?"

„Der Jonas sieht es nicht gern."

„Da irrt Ihr doch."

„Früher ja, bis er dich gehabt hat, aber jetzt? — Jetzt ist das anders." Sein blaues Gesicht wurde dunkel vor Zorn.

Inocenta schwieg einen Augenblick. „Wir wissen nicht, wie es ihm zumut ist," sagte sie leise.

„Das hat man davon. Man soll nie dem Geld nachlaufen."

„Wer weiß, ob es auf andere Art besser gegangen wäre."

„Du meinst, wenn du bei mir geblieben wärest?"

Sie senkte den Kopf und schwieg.

Der Trunkenbold blies den Atem stärker von sich. „Sieh dort den Schnee, wie der Wind ihn vom Berg in den Himmel bläst," sagte er mit klarer Stimme.

Inocenta sah an den Berg hinauf.

„So bläst es uns ins Blaue hinein," murmelte der Alte, „dich und mich."

„Und den Jonas," sagte sie. Ihre Züge zuckten.

„Es geht dir schlecht bei ihm, dem — dem Schuft! In dem habe ich mich schlimm getäuscht," schimpfte er in sich hinein. Und als sie nicht sprach, drängte er: „Komm doch wieder heim. So viel verdiene ich, daß wir leben können, auch wenn — —"

Sie sah, wie der Wein seine Hände zittrig gemacht hatte. Armer Mann, dachte sie, wie lange wirst du es noch treiben? Aber sie verteidigte Jonas: „Er ist nicht so schlecht, wie es scheint."

Er widersprach ihr nicht. Er empfand etwas wie ehrfurchtsvolle Scheu vor ihr, er wußte nicht, warum. „Komm ein wenig herein," bat er dann.

Sie traten ins Haus. In der kahlen, rauchgeschwärzten Stube, in der ganz verloren ein kleines Tischchen und zwei Stühle standen und an dem alten Eisenofen eine Bank, ließen sie sich Seite an Seite auf dieser nieder.

„Schön warm," sagte Inocenta. Nur um etwas zu sagen.

Der Tschusepp faßte ihre Hand, die neben ihm

auf der Bank lag. In die Fenster leuchtete der Tag. Aber die Wärme des Ofens machte sie müde. Sie saßen ganz still. Auf einmal schluchzte Inocenta. Es war, als ob der Ofen ihr Inneres aufgetaut hätte. Sie weinte, weinte, weinte. Das Tuch wurde naß, und ihr Gesicht war überströmt; denn sie nahm die Hand nicht aus der des Tschusepp.

Der Alte ließ sie gewähren. Er grübelte in sich hinein.

Nach einer Weile holte er die Flasche und ein Glas, die drüben auf dem Tisch standen. „Nimm einen Schluck," sagte er.

Aber sie schüttelte mit unwilligem Abscheu den Kopf.

Er trug seinen Trost zurück, wo er ihn genommen hatte. Aber ehe er ihn beiseite stellte, nahm er selbst ein Glas und noch eines.

Da sagte Inocenta: „Jetzt muß ich wieder heim."

Und sie gab ihm die Hand.

Er streichelte ihren Arm.

„Trinkt nicht so viel," mahnte sie ruhig. „Es ist Euch nicht gut."

Und er streichelte sie wieder dafür.

Sie gingen auseinander, jedes das andere mehr durch Gebärden als durch Worte beruhigend und jedes doch wohl wissend, daß alles beim Alten bleiben werde.

Inocenta lief über den Schnee. Die Sonne stand schon hinter einem Berge. Der Schnee knirschte unter ihren Tritten. Sie beeilte sich nicht. Es war ihr, als hätte sie kein Ziel. Aber was hatte sie überhaupt mit ihrem Besuche gewollt? Den anderen auswegs gehen? Etwas anderes sehen, als die gewohnte Umgebung? Und was nahm sie nun zurück? Was wartete daheim wieder auf sie? Überdruß erfaßte sie. Sie war so willens- und lustlos, daß sie wie blind weitertrottete. Wo der Weg hinführte, kümmerte sie nicht. Vielleicht — dachte sie plötzlich — führte er zu Geni. Sie hätte, wäre er jetzt vor ihr aufgetaucht, ihm die Arme entgegengestreckt und gesagt: „Nimm mich! Stütze mich!" Und sie wäre froh gewesen, einen festen Arm zu fühlen; denn sie war müde. Aber gleich darauf fiel ihr Jonas ein. Und sie wußte, daß sie draußen mit dem anderen doch keine Ruhe hätte, daß sie immer daran denken müßte, wie einsam und menschenscheu dieser sei.

Auf einer weißen Bergbrust sah sie auf einmal ein wenig Sonne liegen. Weiß Gott, durch welchen Taleinschnitt der Strahl noch Eingang fand. Geisterhaft spielte das leise Gold über den Schnee. Ein Nebelchen hing ein Stück höher am Berg. Das erreichte der Strahl eben noch und leuchtete wie ein Lächeln in das Gespinnst hinein. In Inocentas Inneres fiel eine Wärme, als ob das bißchen Wärme auch da hinein noch spielte. Dann klopfte ihr jäh das Herz. In ihrem jungen Schoß regte es sich. Zum erstenmal spürte sie das Leben des Kindes. Sie freute sich. Mitten aus dem grauen Elend ihrer Gemütsstimmung blühte diese Freude auf. In der öden Zukunft lag eine lichte Stelle. Einmal würde das Kind da sein und ihr gehören, ihrer Sorge, ihrer Anhänglichkeit. Vielleicht lag da eine Wendung auch für Jonas.

Sie erwachte aus der Dumpfheit. Ihre Schritte wurden fester, bewußter. Sie kam mit roten Wangen heim.

Dieses innere Aufleben ging nun freilich bald in neuen Nöten und Demütigungen unter.

Da Inocenta ihren Mann nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten und etwa bei einer zufälligen Begegnung zu sehen bekam und sonst von ihm kaum beachtet wurde, da bei den Mahlzeiten wenig und nur von geschäftlichen Dingen gesprochen wurde, so vergingen oft Tage, ja Wochen, ohne daß die Ehegatten das Wort aneinander richteten. Inocenta saß bei Tisch stumm und bedrückt neben Jonas, reichte ihm etwa eine Schüssel, achtete demütig, daß ihm nichts fehle, aber in die Angelegenheiten, die er mit den Knechten und Mägden besprach, mischte sie sich nicht. Aber sie gewöhnten sich an dieses merkwürdige Aneinandervorbeigehen und nahmen es allmählich als das Natürliche hin. Und selbst diese öde, wortkarge und kalte Zeit hatte Stunden, in denen Inocenta zufrieden war. Franziska verschaffte sie ihr.

Die Magd, im Haushalt nun unterstützt von jüngeren Kräften, kam mehr als früher zum Nähen und Stricken. So setzten sie und Inocenta sich zuweilen zusammen in die Stube oder, als der Frühling den Winter ablöste, in die Sonne auf den kleinen Vorplatz über der Haustreppe. Ohne Verabredung trafen sie sich. Die Nadeln klapperten, oder die Finger stichelten. Und oft fiel lange kein Wort. Dann betrachtete die Franzi vielleicht — denn sie war meistens diejenige, die das Gespräch begann — Inocentas Arbeit. Es waren immer Kindersachen, die sie verfertigte, und von den Jäckchen und Häubchen, Strümpfen und Schuhchen kamen sie auf das Kind selbst.

„Ich bin neugierig, ob es ein Bub oder ein Mädchen sein wird," sagte Franziska.

Inocenta lächelte, aber das Lächeln verblaßte. Sie mußte denken, ob Jonas wohl lieber einen Sohn oder eine Tochter hätte, und es bedrängte sie, daß sie ihn nicht fragen durfte.

Die Franzi hatte einen feinen Spürsinn. „Jonas möchte natürlich einen Sohn haben," sagte sie.

„Hat er —" fuhr Inocenta hoffnungsvoll auf und wollte fragen, ob Jonas einmal etwas geäußert habe.

Aber da schnitt ihr die Franzi auch schon ruhig das Wort ab und sagte: „Es sind alle Männer so, daß sie zuerst einen Erben haben wollen."

Das Gespräch ging weiter.

„Das wird dir Arbeit geben und Freude," sagte Franziska.

„Ich will ihn Jonas taufen, wenn es ein Bub ist," sagte Inocenta. Und wieder zitterte ihr das Herz. Ob Jonas das wollte?

Es konnte geschehen, daß, während sie beieinander saßen, durch die Stube Jonas ging, noch öfter, daß sie, vor der Tür sitzend, ihn etwa am Stall drüben oder irgendwo auf Weg, Acker oder Matte auftauchen sahen. Sie blickten ihm jedesmal nach, Inocenta mit der immer wachen, heimlichen Bedrängnis, Franziska unauffällig, ja manchmal ganz verhehlt. Dann begegneten sich nachher ihre Blicke, als ob sie fragen wollten: Hast ihn gesehen? Ihn!

Er aber hatte keine Ahnung, wie er im Mittelpunkt ihrer Gedanken stand.

„Er gönnt sich nie Ruhe," sagte Inocenta.

„Es weiß keiner, was er alles im Kopf hat," bewunderte Franziska.

„Er sieht alles, obgleich man es nicht glauben sollte," sprach Inocenta wieder, während sie dann bemerkte, wie Jonas wortlos, scheinbar achtlos an Menschen, Tier und Pflanze vorüberschritt.

„Er ist mit Worten noch sparsamer wie mit Geld," bestätigte die Franzi.

Und als das Wintereis barst, sprach die Magd von Jonas das tiefe Wort: „Er gefriert nicht auf. Es muß furchtbar sein, wenn es so kalt in einem ist."

Vielleicht hörte sie das leise Schluchzen, das Inocenta nun unterdrücken mußte.

„Er wird immer reicher, der Jonas," fuhr sie fort, „und immer ärmer. Man muß weiter Geduld mit ihm haben."

Der Franzi sagte Inocenta es zuerst, als sie glaubte, daß nun bald ihre schwere Stunde näher komme. Nur der Franzi. Sie hätte so vieles mit Jonas selbst besprechen mögen, aber sie hatte nicht den Mut; er tat, als sei sie eine ganz Fremde.

Die Franzi machte sich jedoch an ihn heran. Daß die Hebamme verständigt werden müsse und lieber auch gleich der Arzt.

Er hob den scharf und feindselig gewordenen Blick. „Was soll das mich angehen?" fragte er.

„Jonas Truttmann," erwiderte die Franziska, „das glaubt Ihr selbst nicht, daß es Euch nicht angeht."

„Centi soll es halten, wie sie will," murrte er.

„Es gibt manches zu besprechen," mahnte sie. „Ihr könnt nicht tun, wie wenn sie nicht mehr da wäre."

Er sah sie wieder merkwürdig und wie von Sinnen an. „Sie ist nicht mehr da," sagte er mit einer verlorenen, in die Ferne klingenden Stimme.

Die Franzi wußte nicht, wie sie ihn packen sollte. Wie muß es in dem aussehen, dachte sie. Dann sprach sie weiter: „Das Kind muß einen Namen haben, einen, mit dem Vater und Mutter —"

„Vater," lachte Jonas dazwischen.

„Wenn es ein Bub ist, will sie ihn Jonas heißen," sagte Franziska.

„Ich weiß einen passenderen," preßte Jonas durch die Zähne. „Sie soll ihn doch Geni rufen."

„Was für ein armer Mann Ihr seid!" sagte die Franzi.

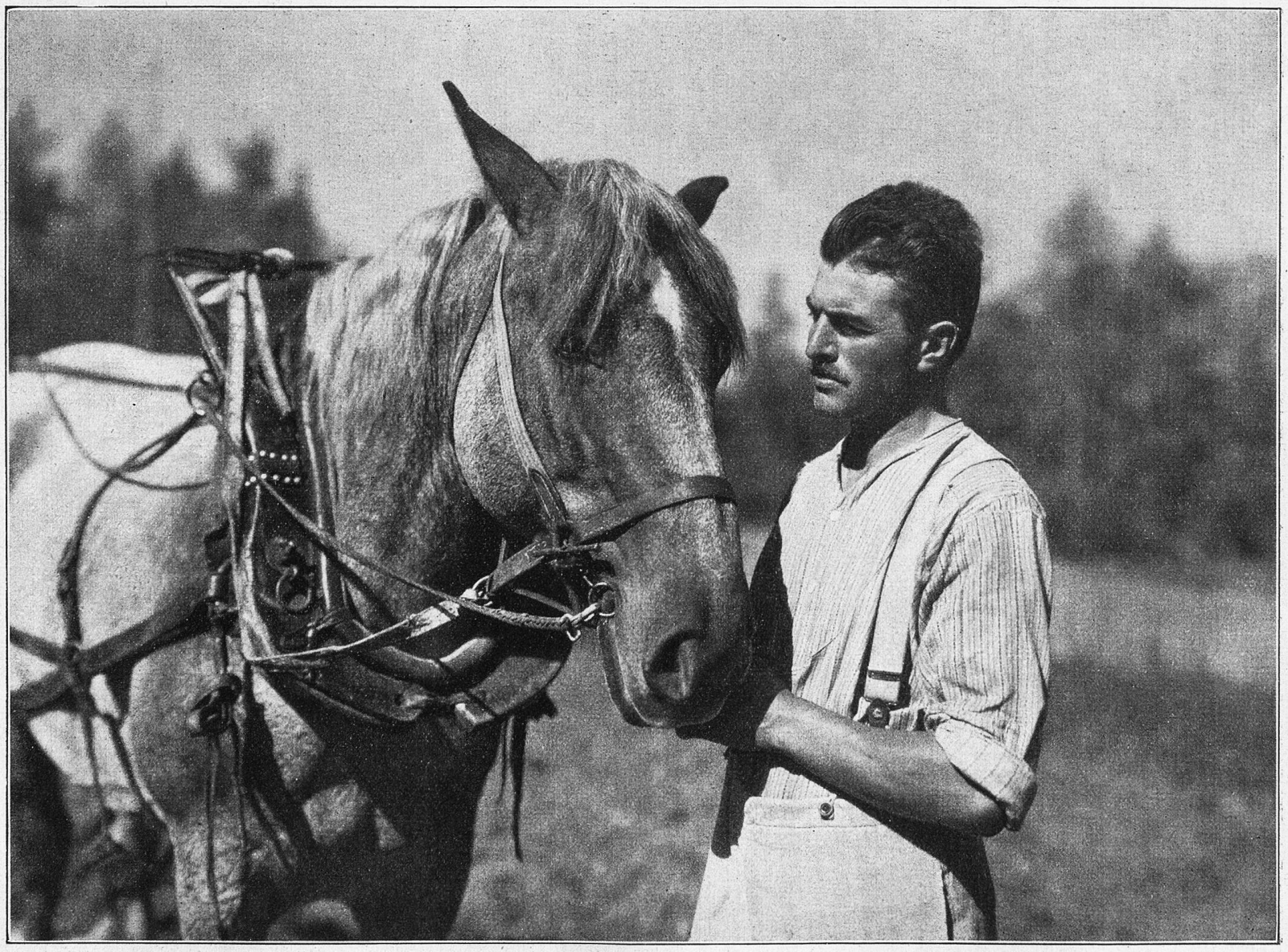
„Arm?"

„Daß Ihr so schlecht von anderen denkt."

„Ich denke, was sie mich gelehrt haben."

Franziska drehte sich um und ging. Ihr Verstand reichte nicht hin, um die Nebel zu durchstoßen, die sein Gemüt verdüsterten. —

Zuweilen in den Tagen, die nun folgten, fühlte die Franzi, daß in Inocentas Augen eine lebendige Frage stand: Was meinst du von Jonas? Hat er dir nicht etwas gesagt von mir und dem Kinde? Sie bemerkte auch, daß ihr Worte auf den Lippen lagen, die sie immer im Begriff war, zu Jonas zu sprechen und doch den Mut nicht fand. Indessen traf sie umsichtig die Vorbereitungen, die Inocentas nahende Stunde erheischte. Jeden Abend, ehe sie sich schlafen legte, trat sie noch bei ihr ein. „Rufe



Gute Kameraden.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

mich," sagte sie. „Ich lasse meine Tür offen stehen und habe einen leisen Schlaf."

„Du bist wie eine Mutter," sagte Inocenta und schluchzte in sich hinein.

Wenn aber Franziska noch in die Wohnstube hinüber trat, sah sie durch die Türritzen an der Kammer des Bauern Licht schimmern. Und sie wußte, daß dieses Licht tief in die Nacht hinein brannte, und daß da einer saß, den die Einsamkeit schüttelte wie die Kälte den, der im Hemde im Schnee steht. —

Ein merkwürdig frühes Frühjahr brach ins Land, eine Flucht von warmen Blauhimmeltagen, Vogelsang am Morgen und sanfter Sonne am Abend. Die Straßen wurden weiß von Staub, aber weißer wurden die Bäume. Das Seeguthaus stand in seinem gelben Schindelkleid in einem Meer von Blüten. Die Baumkronen hoben sich von seinen Wänden ab gleich mächtigen Wellenschaumbergen, dieser hoch, jener höher. Der See aber schlief zwischen seinen Sumpfufern, reglos, noch blauer, noch tiefer als sein Bruder, der Himmel.

Die Knechte des Jonas rühmten: „So einen Obstsegen! Das ist noch nie erhört gewesen."

„Davon wollen wir im Herbst reden," sagte Jonas, hielt eine seiner schmalen, hageren Hände zum Fenster hinaus und fuhr fort: „Ich spüre den Schnee."

In der warmen Luft war ein dünner, kaum merkbarer Strom heimlicher Kälte.

Zwei Tage nachher war dieser kalte Hauch ein Wind. Es zog graues Gewölk hinter den Bergen herauf, mehr und immer mehr, als holte dort einer Baumwollballen hervor und verzettelte sie über den Himmel. Der Wind war zuerst still. Dann begann er langgezogene Laute zu heulen.

„Mach Feuer," befahl Jonas der Franzi.

Schon tanzten Flocken vor den Fenstern. Es wurde dunkel. Der Himmel war schwarzgrau. Die Flocken wirbelten. Sie begannen ein Wirren und Schwirren, daß man nicht wußte, ob die Baumblüte toll geworden und in der Luft einen Tanz aufführte. An diesem Wintertag, der in den Frühling fiel und dem Landstrich den Großteil der Herbstobsternte kostete, fanden zwei Einzüge statt: Droben auf dem Stafel kam Geni aus dem Militärdienst heim. Drunten im Seegut schrie Inocenta in Schmerzen auf und gab einem Knaben das Leben.

„Brr!" machte Geni, als er sein kaltes, verlassenes Haus aufschloß. Er klopfte im Flur den nassen Schnee von Käppi und Mantel. Sein Schritt hallte hohl in dem leeren Gelaß. Er stieß die Wohnungstür auf und machte Licht. Trotzdem es erst Nachmittag war, war es finster in dem niederen Raum. Dann lief er in die Küche hinaus und suchte nach Holz. Noch in voller Uniform begann er den großen Gültsteinofen zu heizen. Bald stellte er sich an, sich zu wärmen. Was für eine Heimkehr! dachte er. Wie in ein Zuchthaus! Als ob man allein auf der Welt wäre! Er suchte die Scheiben der langen Fensterreihen seinem Platz gegenüber. Weiß sah er es gegen das schwarze Glas fliegen und in kleinen Bächen an demselben niederrinnen. Teufel! Da oben blieb er nicht. Lieber hing er das Bauernhandwerk ganz an den Nagel! So scheußlich war ihm die Sache früher nicht vorgekommen wie jetzt, da er den lustigen Dienst hinter sich hatte. Eine leise Vergnügtheit erfüllte ihn einen Augenblick bei der Erinnerung an die durchlebten Wochen. Es war viel geleistet worden, militärisch sowohl wie — haha — was war doch an den freien Abenden alles gelaufen, er hatte fast nie heimdenken müssen an das Elend hier und an —. Ins Bett war man immer mit so schwerem Schädel gegangen, daß von Denken überhaupt keine Rede mehr war. Aber Geld hatte das gekostet, ein Saugeld! Er trat in einigem Unbehagen von einem Bein aufs andere. Auf der Heimreise war er noch im Kantonshauptort angekehrt, auf der Bank, und hatte das Geld erhoben, das er als Hypothek auf das bisher ledig und los gewesene Stafelgut aufgenommen. Es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Auf dem Seegut hatten sie keine Lasten gehabt, und es war ihr Stolz gewesen. Er zog die Stirn zusammen und seufzte. Dann fiel ihm ein, was der Kassierer auf der Bank für ein merkwürdiges Gesicht gemacht hatte. Als ob er einen Verdacht hätte! Er, Geni, hatte daraufhin gesagt: „Angst braucht ihr nicht zu haben. Das Gut ist das Vierfache wert." Da hatte der Beamte gelächelt, wie wenn er sagen wollte: Wir sind gut gedeckt, und hatte ihm dann mitgeteilt, daß die Bank die Hypothek an einen ihrer Kunden weitergeben wolle. Was hatte der Mann damit sagen wollen? Es plagte ihn jetzt, daß er sich nicht weitere Auskunft erbeten hatte. Plötzlich mußte er an Jonas denken. Es wurde ihm ganz heiß. Er trat vom Ofen fort ans Fenster. Der Schnee fiel so dicht, daß er schon eine Decke über die Matten

spann. Die Blütenbäume ließen die Zweige hangen.

„Verfluchtes Wetter," schimpfte Geni. Auch ihm schneite es ja ins Bluft.

Jetzt fiel sein Blick auf das Seegut. Und nun dachte er an Inocenta. Es war, als nehme er von einem Kästlein in seinem Innern den schweren Deckel weg. Der hatte viele Wochen festgelegen, weil er sich in einem Taumel gehalten hatte. Ob sie das Kind schon hat? dachte er. Und haßte den Vater, den Jonas, der sich angemaßt, was ihm nicht zustand. Mit Inocenta war sein Mitleid, aber die Gestalt des Bruders trat immer häßlicher, verwachsener vor sein Auge. Den Wald, oberhalb des Stafels, dachte er, Herrgott, den Wald, den hatte Jonas auch gekauft. Und — die Hypothek, weiß der Teufel, ob er nicht auch hinter der her war!

Er begann in der Stube auf und ab zu laufen wie ein Tiger im Käfig. Dabei war ihm, als würfe jemand ihm ein Netz über und ziehe es enger und enger zu. Er meinte zu ersticken. Endlich stürmte er wieder in das Schneetreiben hinaus, aus dem er gekommen war.

Damit sein Weg doch ein Ziel bekomme, begab er sich, als die Kälte und der Sturm ihn beruhigt hatten, zu dem Nachbar, bei dem er sein Vieh eingestellt hatte, um es zurückzuholen. —

Drunten im Seeguthaus lag Inocenta, erschöpft, aber ein Lächeln in den großen, noch schmerzfeuchten Augen.

Die Hebamme war weggegangen. Über das Fenster war ein dunkles Tuch gehängt. So konnte die Wöchnerin den Winter nicht sehen, der über die Blüten gekommen war. Sie hörte den Schneefall nur als huschendes, surrendes Geräusch, das sie nicht recht zu deuten wußte und das sie sanft einschläferte. Die Lider, wachsbleich und fein, fielen ihr häufig für eine Viertelstunde zu. Aber dann spürte sie plötzlich eine kleine, seltsame Unruhe im Zimmer, die war, wie wenn ein Kätzlein mit einem Knäuel spielt, und dann wieder, wie wenn eine unendlich schwache Stimme zu tönen versuchte, und dann, wie wenn eine Blüte sich atmend öffnet.

Das Kind! Ihr Kind!

Ein andermal löste größeres Geräusch das ganz verhehlte ab. Inocenta brauchte auch da nicht die Augen aufzutun, um zu wissen, was es war. Die Franziska öffnete so verstohlen, als es einer so schweren und plumpen Menschenmaschine möglich war, die Tür, ging auf schlürfenden, sohlenlosen Hausschuhen bis zum Bett des Kindes oder an ihr eigenes Lager und verschwand wieder, wenn sie sah, daß nichts nötig war. Wie friedlich! dachte Inocenta. Ein seltsames Behagen lag für sie in den beiden sachten Ereignissen, dem leisen Leben ihres Knaben und dem Aus und Ein der Magd.

Aber wie es so geht, daß der Mensch immer das sucht, was ihn quälen muß, so quoll auch der jungen Mutter aus der tiefen Ruhe, die sie erfüllte, nach einer Weile eine kleine Bedrängnis auf. Sie kam aus einer Erinnerung her. Während der schweren Kämpfe, der Folter, welche der Geburt vorangegangen, hatte sie immer nach der Tür schauen müssen. Ob Jonas nicht käme? Sie hatte auch zweimal die Franziska nach ihm gefragt, nicht, weshalb er nicht da sei und ob er sich nach ihr erkundigt habe, aber was er tue, wie es ihm gehe. Jonas hatte sie hier in ihrer Kammer viel mehr beschäftigt als — der andere; denn an Geni zu denken hieß gleichsam an die verlorene Kindheit denken, aber in den Gedanken an Jonas war immer etwas wie Angst oder Schuldbewußtsein, und das Gewissen war ein eifrigerer Mahner als die — Liebe. Jonas war nicht gekommen. Jonas hatte nicht nach ihr gefragt. Sonst würde die Franzi schon davon gesprochen haben. Aber jetzt — jetzt mußte er sich dann wohl einmal zeigen, mußte doch das Kind sehen.

Die Wöchnerin verlor die kraftlose Schlaffheit. Der Gedanke, daß Jonas jetzt dann kommen müsse, hielt sie wach. Sie wartete. Sie zuckte zusammen, wenn sie Schritte hörte, und fuhr auf, wenn eine Hand auf die Türklinke drückte.

Die Erwartung wurde zur Ungeduld, die Ungeduld zu ihr fast Tränen hervorpressendem Verlangen.

Aber Jonas kam nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bergkristall.

Kristallne Wunderblumen ruhen,
Vom Geist der Schönheit angefacht,
Im Dunkel heilger Felsentruhen
Und wachsen in der stummen Nacht.
Da träumt der Stein wie ein Gedicht
Und sehnt sich leis empor ins Licht.